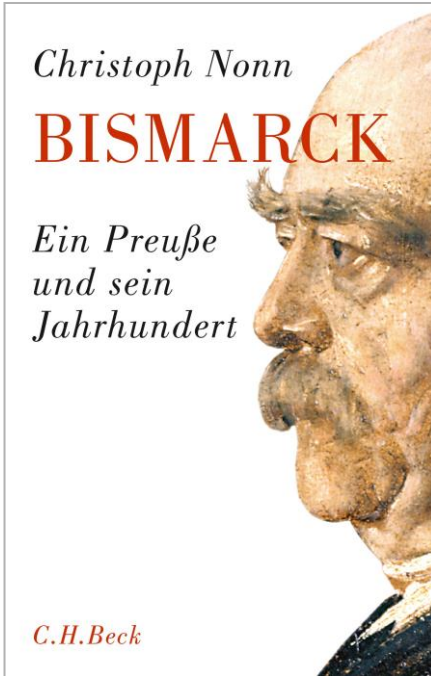


Unverkäufliche Leseprobe



Christoph Nonn
Bismarck

Ein Preuße und sein Jahrhundert

400 Seiten mit 50 Abbildungen, davon 25 in Farbe.
Gebunden

ISBN: 978-3-406-67589-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14347915>

Einige Fragen

Reichsgründer. Modernisierungsverhinderer oder weißer Revolutionär. Militarist, Erzzivilist; Kriegstreiber, Friedenspolitiker. Nationalheld und Genie, böser Geist und Dämon der Deutschen.

Die Liste der Beinamen, die Otto von Bismarck in den letzten andert-halb Jahrhunderten gegeben worden sind, ist lang. Und nur an einem lassen sie keinen Zweifel: An Bismarck scheiden sich die Geister. Über die Politik keiner anderen Persönlichkeit der deutschen Geschichte sind mehr Kontroversen geführt worden. Keine andere historische Gestalt ist um-strittener. Und nur über einen anderen Politiker sind hierzulande mehr Bücher geschrieben worden – über Adolf Hitler. Im Gegensatz zu Hitler ist das Urteil über Bismarck jedoch alles andere als eindeutig.

Einigkeit besteht in Bismarcks Fall lediglich über die Bedeutung seiner Politik. Selbst eingefleischte Strukturhistoriker, die den Einfluss einzelner Personen auf historische Entwicklungen gering schätzen, sehen in ihm eine Ausnahme von dieser Regel. Bismarck, urteilte etwa Hans-Ulrich Wehler, sei «eine politische Potenz *sui generis*». Das müsse «auch der konzedieren, der nicht an das <Männer machen die Geschichte> glaubt».¹ Ohne Bismarck wäre die deutsche Geschichte von Grund auf anders verlaufen: Das wird in historischen Darstellungen, und beileibe nicht nur in Biographien des «eisernen Kanzlers», oft postuliert oder zumindest angedeutet.

Allerdings bleibt es fast immer beim Postulat oder der Andeutung. Autoren historischer Belletristik sind in dieser Hinsicht mutiger. Die intellektuell vielleicht anregendste, sicher aber amüsanteste kontrafak-tische Spekulation zur Zeit Bismarcks hat wohl Carl Amery vorgelegt. In seinem historischen Schelmenroman «An den Feuern der Leyer-mark» lässt Amery nicht Preußen unter Bismarcks Führung den Krieg von 1866 gewinnen, sondern einen ausgesprochen unwahrscheinlichen

Kandidaten – nämlich Bayern. Augenzwinkernd schildert er, wie ein fränkischer Beamter im Münchner Kriegsministerium eigentlich mit dem Ziel, die bayerischen Rüstungsanstrengungen zu sabotieren, im Vorfeld des Krieges 500 Revolverhelden aus dem Wilden Westen anheuert. Diese unterbrechen dann nach dem Sieg der Preußen über die Österreicher in der Schlacht bei Königgrätz die preußischen Nachschublinien. Im sächsischen Bad Schandau an der Elbe, über das tatsächlich der Nachschub für die preußische Böhmenarmee lief, in dessen Sandsteingebirge aber auch Karl May die Inspiration für seine Wildwestgeschichten erhielt, vernichten die mit modernsten Schnellschussgewehren ausgerüsteten Waldläufer und Indianer die Gardetruppen der Hohenzollern.

Das besiegte Preußen und sein plötzlich marginalisierter Ministerpräsident Bismarck sehen sich daraufhin gezwungen, die revoltierende Rheinprovinz an einen von Bayern geführten süddeutschen Bund abzutreten. Nebenher lässt Amery in Frankreich Napoleon III. von einem Volksaufstand unter Führung von Victor Hugo entthronen. Ludwig II. von Bayern wird mit seinem Komponistenfreund Richard Wagner verschüttet, als die lautstarke Uraufführung von dessen «Ring des Nibelungen» eine unterirdische Opernbühne einstürzen lässt, die der kunstverrückte Monarch mit der preußischen Kriegsentschädigung im Kyffhäuser hat bauen lassen. Bayern, Frankreich und die deutschen Staaten westlich der Elbe werden zu Republiken mit einer genossenschaftlich-kommunitarischen Gesellschaftsordnung. Durch den Zusammenschluss dieser Republiken mit der Schweiz entstehen schließlich die «Centraleuropäischen Eidgenossenschaften». Statt des Deutschen Reichs aus «Blut und Eisen» steht am Ende von Amerys kontrafaktischer Geschichte eine Art anti-kapitalistische, basisdemokratische Version der Europäischen Union. Bismarck aber landet, wie Karl Marx sich ausgedrückt hätte, auf dem Misthaufen der Geschichte.

«An den Feuern der Leyermark» ist ein brillant geschriebenes Schelmenstück voll überschäumender Phantasie. Auf den ersten Blick scheint es sich um pure Einbildungskraft zu handeln, die den Leser so weit wie möglich weg von wirklichen historischen Entwicklungen führt. Doch Carl Amerys kontrafaktischer Roman ist ganz und gar ein Kind seiner Zeit – der Zeit der 1970er Jahre, als das Buch entstand. Angesteckt von der gesellschaftlichen Aufbruchstimmung in der westdeutschen Linken, die ihren Kristallisationspunkt in Willy Brandt fand, trat der Autor 1967

der SPD bei. Dort engagierte er sich dafür, mehr Demokratie zu wagen und den Kapitalismus durch eine Politik fundamentaler Sozialreformen zu überwinden. Desillusioniert verließ er die Sozialdemokratie nach dem Rücktritt des Hoffnungsträgers Brandt vom Amt des Bundeskanzlers 1974 wieder. Als «An den Feuern der Leyermark» erschien, bereitete Amery gerade den Gründungskongress der Grünen mit vor.

Sein Buch reflektiert eine Sicht, nach der die Bismarck zugeschriebene Reichsgründung der Anfang einer verhängnisvollen historischen Entwicklung war. Diese Sicht gewann während der 1970er Jahre in Geschichtswissenschaft und historisch interessierter Öffentlichkeit fast den Status einer neuen Orthodoxie. 1871 steht darin für den Beginn eines deutschen Sonderwegs. Deutscher Nationalismus habe seitdem mit preußischem Militarismus, industriellem Kapitalismus und autoritärer Staatsform eine brandgefährliche Mischung gebildet. Das Bild Bismarcks, bezeichnenderweise häufig in Uniform und mit Pickelhaube dargestellt (siehe Farbabbildung 1), gilt dabei nicht nur als Symbol für diese fatale Symbiose, durch die schließlich gleichsam pfadabhängig der Nationalsozialismus heraufbeschworen worden sei. Dem ersten Reichskanzler wird auch zugeschrieben, durch seine Politik aktiv den Weg in den Abgrund gewiesen zu haben.

Eine solch kritisches Bismarckbild hatte etwa Erich Eyck schon in einer Biographie gezeichnet, die während des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz erschien. Doch erst in den 1970er Jahren trat es weitgehend an die Stelle der früheren Bismarckverehrung. Seinen typischen Niederschlag fand die kritische Sicht in Büchern wie Hans-Ulrich Wehlers «Das deutsche Kaiserreich». Carl Amery griff sie in «An den Feuern der Leyermark» auf – mitsamt der darin enthaltenen basisdemokratischen und antikapitalistischen Untertöne. Er projizierte die Utopien der 1970er Jahre in die Vergangenheit. Was die Fachwissenschaftler als These nur andeuteten, macht Amery explizit – nämlich dass die Realisierung dieser Utopien durch Bismarck für über ein Jahrhundert verzögert, wenn nicht ganz verhindert worden sei.

Diese Ansicht wurde und wird von vielen geteilt. Bald ist ihr freilich aber auch widersprochen worden. Am nachhaltigsten geschah das durch Lothar Gall. Sein 1980 erstmals aufgelegtes Buch über Bismarck ist wohl die bis heute einflussreichste Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. Ohne in die frühere Praxis der kritiklosen Bismarckverehrung zu verfallen, zeichnet Gall doch ein Bild, das sich von der kritischen

Sicht, die sich im Jahrzehnt davor verbreitet hatte, deutlich abhebt. Vor allem bewertet er die deutsche Reichseinigung von 1871 als zeitgemäße Form der Nationsbildung, ohne die der moderne Staat undenkbar erscheine. Wie bei Wehler und Amery klang so auch bei Gall 1980 eine aktuelle Utopie an, die sich allerdings nicht auf die innere Entwicklung der alten Bundesrepublik bezog, sondern auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit.

Damit waren die beiden Pole etabliert, zwischen denen die Diskussion um Bismarck seitdem weitgehend verläuft. Biographische Darstellungen Bismarcks bewegen sich bis heute mehr oder weniger in einem Koordinatensystem, dessen Bezugspunkte in den 1970er und 1980er Jahren etabliert worden sind. Für Anhänger der «Historischen Sozialwissenschaft» wie Hans-Ulrich Wehler war und ist Bismarck vor allem derjenige, der eine Demokratisierung und Modernisierung Deutschlands nach angelsächsischem Muster verhindert hat. Als Meister «bonapartistischer» oder «cäsaristischer» Herrschaftstechnik habe er den Weg für Hitler bereitet. Bismarck wird dabei als Teil eines negativen Bildes der deutschen Nationalgeschichte gezeichnet, in dessen Mittelpunkt der Nationalsozialismus steht. Dagegen gab und gibt Lothar Gall die Stichworte für ein deutlich positiveres Bild vor. Er griff das Image von Bismarck als Reichseiniger in differenzierterer Form auf und verband es mit der Modernisierungstheorie. Insbesondere wies Gall darauf hin, dass auch die Bildung von Nationalstaaten und der Ausbau der Staatstätigkeit zur Moderne gehörten.

Neuere Bismarck-Biographien haben diese mittlerweile klassischen Interpretationen variiert, zugespitzt oder abgetönt, oft miteinander verbunden, aber im Wesentlichen wiederholt. So beurteilten etwa Rainer Schmidt, Theo Schwarzmüller und Jonathan Steinberg im Anschluss an Gall den «Reichsgründer» als «Staatsmann» positiv, während sie – wie die Vertreter der «Historischen Sozialwissenschaft» – seine Innenpolitik kritisierten. Eberhard Kolb hat in einer konzisen Darstellung die Reichsgründung unter ausdrücklichem Hinweis auf die deutsche Wiedervereinigung 1990 als positive Schöpfung Bismarcks hervorgehoben und die Kritik an dessen Innenpolitik stark relativiert. Johannes Willms stilisierte Bismarck dagegen zum «Dämon der Deutschen», und Otto Pflanze formulierte am Ende seiner 1990 abgeschlossenen monumentalen Biographie Sorgen darüber, ob die Wiedervereinigung mit einem positiveren Bismarckbild nicht auch

traditionellen deutschen Nationalismus auf Kosten demokratischer Strukturen befördern werde.

Die Darstellung Bismarcks bewegt sich damit nicht nur in eingefurchten Bahnen. Sie dreht sich im Kern auch nach wie vor um Fragen, die eigentlich selbst schon historisch geworden sind. Bei den geschichtswissenschaftlichen Debatten der 1970er und 1980er Jahre um Bismarck schwangen unterschwellig Auseinandersetzungen darüber mit, ob einer äußeren Wiedervereinigung der Nation oder ihrer inneren Demokratisierung der Vorrang gebühre. Das erscheint aus heutiger Sicht ebenso überholt wie die von Pflanze 1990 geäußerten Ängste vor einem neuen Nationalismus. Die Einheit der Bundesrepublik Deutschland ist im politischen Mainstream unumstritten. Das Gleiche gilt für die innere Weiterentwicklung ihrer demokratischen Strukturen. Und auch wenn Kontinuitätslinien von Bismarck zu Hitler mittlerweile in der Geschichtswissenschaft deutlich seltener gezogen werden: An der zentralen Position des Nationalsozialismus als negativer Bezugsgröße im deutschen Geschichtsbild, wie sie sich in den 1970er und 1980er Jahren etablierte, hat sich nichts geändert.

Steht also eine Historisierung der Person Bismarcks und seiner Politik an? Historisierung bedeutet freilich nicht, dass die Beschäftigung mit Bismarck nun unabhängig von aktuellen Problemen und Fragen stattfindet. Denn Geschichtsschreibung ist – ob bewusst oder unbewusst – immer auch auf die Gegenwart bezogen. Auf welche heute bewegenden Fragen kann also die Auseinandersetzung mit Bismarck und seiner Zeit helfen, Antworten zu finden?

Eine offensichtliche Parallele zwischen der Ära Bismarcks und der Zeit seit 1990 besteht in der Rolle, die Deutschland in Europa spielt. Mit dem Deutschen Reich entstand 1871 eine hegemoniale Macht in Mitteleuropa. Durch die Wiedervereinigung wurde die Bundesrepublik das Schwergewicht der Europäischen Union und ist es bis heute noch mehr geworden. Sie ist damit, ob man das nun begrüßt oder nicht, auch zu einem *global player* nicht allein in wirtschaftlicher, sondern gleichermaßen in politischer Hinsicht avanciert. An Bismarcks Tätigkeit auf internationalem Parkett interessiert deshalb vielleicht an sich nicht mehr so sehr, wie der deutsche Nationalstaat gegründet wurde und ob er für den Rest der Welt akzeptabel war. Seine preußische und deutsche Außenpolitik dürfte heute eher von Interesse als Anschauungsmaterial für Möglichkeiten und Probleme einer deutschen Europa- und Weltpolitik sein.

Auch für die Bewertung von Bismarcks Innenpolitik haben sich die Maßstäbe verschoben. Für die bismarckkritische «Historische Sozialwissenschaft», aber auch für ihren einflussreichsten Widersacher Lothar Gall gab es wenig Zweifel daran, dass Industrialisierung Demokratisierung nach sich ziehen müsse. In der heutigen «postmodernen» Zeit sind mit dem Verblässen der Modernisierungstheorie manche Gewissheiten zumindest fragwürdig geworden. Zum einen haben die vorschnell als Demokratisierungswellen bezeichneten Wandlungsprozesse in Osteuropa, der ehemaligen Sowjetunion, China und der arabischen Welt seit 1990 reichliches Anschauungsmaterial dafür geboten, dass das Einmünden dynamischer industrieller Entwicklung in politische Liberalisierung keineswegs die Regel ist. Selbst wo es dazu kommt, handelt es sich um langwierige, krisenhafte Prozesse. Zum anderen hat eine stärkere Orientierung der Geschichtswissenschaft an vergleichenden Perspektiven erhellt, wie sehr das auch schon für die europäischen Nationen des 19. Jahrhunderts gegolten hat. Die deutsche Entwicklung war in diesem Jahrhundert offenbar nicht die Abweichung von einer Norm, die es in Europa angesichts einer Vielzahl nationaler Sonderwege ohnehin nie gab.

Die Verschiebung historiographischer Maßstäbe und aktueller Erkenntnisinteressen stellt die Tradition, die Biographie Bismarcks weitgehend als nationale Nabelschau mit Blick nur auf die deutsche Geschichte zu schreiben, grundsätzlich in Frage. Das Leben Bismarcks ist tatsächlich in erster Linie ein preußisches, weniger ein deutsches, daneben aber auch ein europäisches Leben. Um hier ein mögliches Missverständnis gleich auszuschließen: Bismarck war alles andere als ein Advokat der europäischen Einigung. Wer von Europa als einer Einheit spreche, die zu gemeinsamen Aktionen fähig sei, habe unrecht, hat er 1876 einmal gesagt. Europa war für ihn nichts als ein geographischer Begriff; alles andere seien «Redensarten». Solche Redensarten, meinte er, führten vor allem diejenigen, die im Namen Europas andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wollten.² In Bismarcks skeptischen Augen war eine europäische Gemeinschaft ein Gespenst, eine vollkommen unrealistische Vorstellung. Und doch war er ein europäischer Politiker. Er war ein preußischer Konservativer, dessen Politik mit der anderer Konservativer in Europa durchaus vergleichbar ist, ja mehr gemeinsam hat als mit der von Politikern anderer politischer Überzeugung in Preußen. Er war ein preußischer Diplomat, der wie die meisten anderen

Diplomaten der Epoche in Kategorien des europäischen Gleichgewichts dachte. Bismarck und das Preußen seiner Zeit sind Teil einer Geschichte Europas. Das gilt nicht nur für die Geschichte der internationalen Beziehungen des 19. Jahrhunderts. Es gilt auch für die inneren Bedingungsfaktoren der jeweiligen nationalen Außenpolitik, die damals zunehmend an Bedeutung gewannen. Diese Bedingungsfaktoren gestalteten sich in den einzelnen europäischen Ländern ganz verschieden und führten zu ganz unterschiedlichen Entwicklungspfaden. Sie illustrieren nicht zuletzt auch die Alternativen zur Entwicklung Preußens, des Deutschen Bundes und des Deutschen Reiches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Eine in diesem Sinn als europäisch verstandene Bismarck-Biographie wird solchen alternativen Entwicklungspfaden mehr Aufmerksamkeit schenken, als das bisher geschehen ist. Aus einer europäischen Perspektive werden sich zudem auch die Spielräume des einzelnen politischen Akteurs besser ausleuchten lassen. Ein solches methodisches Vorgehen liegt umso näher, als mit dem Glauben an die Modernisierungstheorie und ähnliche Entwicklungsgesetze auch Überzeugungen von der weitgehenden strukturellen Determiniertheit des Individuums ins Wanken geraten sind. Mit der Renaissance von historiographischen Konzepten, die den einzelnen historischen Akteuren wieder verstärkt Initiative oder *agency* zubilligt, ist die Vielgestaltigkeit, aber auch die Offenheit von Entwicklungspfaden erneut ins Bewusstsein getreten. Das Ausloten von individuellen Spielräumen durch kontrafaktische Überlegungen wird deshalb mit dem europäischen Vergleich als analytischem Instrument verbunden.

Das Objekt der Analyse hat voller Sorge um seine Beurteilung durch die Nachwelt gelegentlich geklagt: «Die Historiker sähen auch immer nur durch die eigene Brille.»³ Damit hatte Bismarck selbstverständlich recht. Subjektivität der historischen Darstellung ist unvermeidlich. Freilich setzt die Evidenz der Quellen ihr Grenzen. Die Äußerungen Bismarcks zu berücksichtigen, vor allem seine zeitnah entstandenen Briefe und internen Lagebeurteilungen, erscheint für eine Biographie deshalb eigentlich selbstverständlich. Dennoch waren die Befürchtungen des ersten Reichskanzlers durchaus gerechtfertigt – auch wenn er selbst nicht ganz unschuldig daran ist, dass oft Phantasie Evidenz ersetzte. Ausgehend von seinem Bonmot, dass die wirklich wichtigen Dinge ohnehin nicht in den Akten stünden, haben manche historischen

Arbeiten über ihn auf jeden direkten Quellenbeleg für zentrale Thesen verzichtet. Andere begründeten mit dem Befund, dass Bismarcks Aussagen jeweils von Gesprächspartner und Situation abhängig gewesen sind, Spekulationen über seine «wahren» Motive, die ebenfalls auf keine Weise in den Quellen fundiert waren. Wieder andere zogen für eine Beurteilung des Kanzlers hauptsächlich Aussagen seiner Zeitgenossen heran, die dann als Grundlage dienten, ihn mit den Mitteln der Küchenpsychologie auf Sigmund Freuds Couch zu untersuchen.

Die vorliegende Arbeit schlägt einen anderen Weg ein. Sie stützt sich vor allem auf Äußerungen Bismarcks selbst, die im politischen Tagesgeschäft entstanden sind und nicht dem Bereich späterer Selbststilisierung und seiner gern zitierten Autobiographie entstammen. Das Hauptfundament bilden zwei sehr wertvolle Editionen. Für die Jahre bis 1871 lassen sich nach wie vor die schon in der Weimarer Republik erschienenen «Gesammelten Werke» mit großem Gewinn heranziehen. Für die Zeit danach liefert die seit einem Jahrzehnt im Auftrag der Otto-von-Bismarck-Stiftung erarbeitete «Neue Friedrichsruher Ausgabe» eine exzellente Grundlage.

Natürlich profitiert jeder Biograph auch von der Arbeit seiner Vorgänger. In Bismarcks Fall gilt das in ganz besonderem Maß. Jeder Stein, über den der Reichskanzler wandelte, ist mittlerweile dreimal gewendet, jedes Wort ihm viermal im Munde umgedreht worden. Und selbst wenn noch neue Briefe und andere Schriften Bismarcks aus den Archiven gehoben oder auf Dachböden gefunden werden sollten, dürften sie die Quellenbasis für eine Biographie nicht mehr wesentlich erweitern.

Das Meer an Material zu Bismarcks Leben bietet so optimale Voraussetzungen, um tradierte Mythen kritisch zu hinterfragen. Fragwürdige Geschichtskonstruktionen können durch das Veto der Quellen dekonstruiert werden. Allein aus Quellen und Literatur, so reichlich diese ist, wird sich allerdings eine neue Sicht auf Bismarck nicht ergeben. Dafür braucht es neue Fragen. Solche Fragen aber drängen sich mittlerweile angesichts der Veränderung der Welt seit 1990 mit Macht auf.

Ein adliger Großgrundbesitzer (1815–1849)

Der Kongress tanzte nicht nur, als Otto Eduard Leopold von Bismarck am 1. April 1815 geboren wurde. Einige hundert Kilometer südöstlich von Schönhausen an der Elbe, wo der Aristokrat auf dem väterlichen Gut zur Welt kam, bemühten die Monarchen Europas sich in Wien zwischen rauschenden Bällen um die Wiederherstellung einer Welt. Der Wiener Kongress zeichnete die Karte des Kontinents neu – doch als Vorlage diente dabei eine alte. Selbst Frankreich, das kurz nach Bismarcks Geburt, geführt von dem aus Elba zurückgekehrten Napoleon, zum zweiten Mal in einem blutigen Feldzug besiegt worden war, wurde weitgehend in den Grenzen von 1789 restauriert. Denn den in Wien versammelten Monarchen ging es darum, das gute Vierteljahrhundert Geschichte seit der Französischen Revolution ungeschehen zu machen.

Die französischen Revolutionäre hatten den König zu einem Gesetze unterzeichnenden Automaten degradiert, dann abgesetzt und schließlich guillotiniert. Von der Aufklärung war die durch Gottesgnadentum legitimierte Herrschaft des Monarchen theoretisch in Frage gestellt worden. Die Französische Revolution machte mit Gottesgnadentum und Monarchie kurzen Prozess. Die ständische Ordnung des alten Europa mit ihren Privilegien für den Adel schaffte sie in einem Federstrich gleich mit ab. Für Monarchen und Aristokraten war das eine ungeheuerliche Herausforderung. Die Radikalisierung der Revolution provozierte noch vor der Abschaffung des Königtums in Frankreich militärische Auseinandersetzungen mit Österreich und Preußen. In diese wurden bald nahezu alle europäischen Mächte hineingezogen. Verbunden mit einem Kampf um die Vorherrschaft in Europa, erschütterten sie den Kontinent für mehr als zwei Jahrzehnte.

In der Ruhe nach dem Sturm, die mit Bismarcks Geburtsjahr endlich einkehrte, schlug die Stunde der alten Gewalten. Sie stellten nicht nur



auf dem Wiener Kongress das traditionelle Machtgleichgewicht der fünf Großmächte Russland, Großbritannien, Österreich, Frankreich und Preußen, das «europäische Konzert», wieder her. Die auf Anregung des Zaren 1815 geschlossene Heilige Allianz zwischen Russland, Preußen und Österreich, dem drei Jahre später das wieder monarchisch regierte Frankreich beitrug, schrieb sich auch die Aufrechterhaltung der restaurierten alten Ordnung im Innern der europäischen Staaten auf die Fahne. Umgesetzt wurde dieses Ziel durch wechselseitige Unterstützung gegen «Demagogen», Demokraten und alle, die Gottesgnadentum und den «gottgewollten» Ständestaat kritisierten. Dabei schreckten die Bündnispartner der Allianz selbst vor militärischen Interventionen gegen bürgerlich-nationale Revolutionsbewegungen nicht zurück, wie während der 1820er Jahre in Italien und Spanien. Allein das zunehmend parlamentarisch regierte Großbritannien stand unter den europäischen Großmächten dieser konservativen «Koalition der Willigen» ablehnend gegenüber. Die kontinentalen Mächte aber wetteiferten darum, jede Idee von Volkssouveränität, Demokratie und Nation zu unterdrücken.

Denn wie die vielen Köpfe der Hydra in der griechischen Mythologie, die umso schneller nachwachsen, je mehr man von ihnen abschlägt,

wir hiermit allen Verwandten und Freunden, die Theil nehmen an unserm Glück, ergebenst an.

Burglau, den 4ten April 1815.

Dienergräber, Königl. Preuß. Lieutenant und Rechnungsführer im 14ten Schles. Landwehr-Infanterie-Regiment.

Auguste Dienergräber, geb. von Willich.

Entbindung.

Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne, verzeihe ich nicht allen Verwandten und Freunden, unter Verbitzung des Glückwunschs, bekannt zu machen.

Eschhausen, den 2ten April 1815.

Ferdinand von Bismarck.

Odesfälle.

Heute früh um 1 Uhr erchlummerte, nach langen körperlichen Leiden, meine geliebte Gattin Anna Maria Charlotte geborne Radtke, im 57ten Jahre ihres Lebens und im 36sten unserer Ehe. Alle Zeugen ihrer stillen Güte werden ihr Gedächtniß gern bewahren. Dessen überzeugt, verbitze ich die sonst üblichen Beileids-Außerungen.

Berlin, den 6ten April 1815.

Der Kriegsrath Carl Ferdinand Eben.

Das an Entkränkung erfolgte Ableben meiner Cousine, der verwitweten Frau Geheimen Ober-Bauräthin Gilly, in

Oktober 1810 S. 6
sondern es werde
Widerpruchsrecht
gefordert, diesen
vischer Frist in de
Drantenburger Sti
heren in Groß-Ed
den. Berlin, den
Königl. Preuß. 1

Der Mühlenmeister, auf sein eigen
Johann Bohm,
Dies wird hierd
vom 28ten Okt
Kenntniß gebracht,
ein gegründetes W
hierdurch aufgefod
preussischer Geist
raths, Drantenbur
Bauherren selbst ang
Berlin, den 8ten
Königl. Preuß. 1

Der Lehrschulze
seinem Grundstücke

tauchten diese Ideen immer wieder auf. Auch nach dem Ende der Revolutionskriege hallte das Echo der Französischen Revolution weiter nach. Das dem Gottesgnadentum entgegengesetzte revolutionäre Konzept der Volkssouveränität hatte offensichtlich manche Vorzüge – wie selbst seine erklärten Gegner zähneknirschend zugestehen mussten. Mit ihm und den von ihm abgeleiteten Ordnungsprinzipien der Demokratie und der Nation ließen sich die Bevölkerungsmassen wesentlich besser mobilisieren.

Das galt zunächst nach außen. Mit der *levée en masse*, der Einberufung aller unverheirateten jungen Männer zum Wehrdienst, hatte das revolutionäre Frankreich den Berufs- und Söldnerheeren seiner Gegner eine nicht nur zahlenmäßig überlegene Armee entgegenstellen können. Die französischen Wehrpflichtigen kämpften auch wesentlich motivierter. Zuerst die Revolutionskriege und dann die napoleonischen Eroberungen zeigten eindrucksvoll die Überlegenheit der Idee einer «Nation in Waffen». Auf den Schlachtfeldern wendete sich das Blatt erst gegen Frankreich, als andere dieses Rezept kopierten – seit den Volkserhebungen in Spanien und Tirol ab 1808 und schließlich bei der Leipziger «Völkerschlacht» 1813.

Mit der Einführung der Wehrpflicht allein war es freilich nicht getan: Die Rekruten mussten sich auch innerlich mit dem Staat als einer Sache identifizieren können, für die es sich zu kämpfen lohnte. Darauf zielte das Bündel von Reformen ab, das die Freiherren vom Stein und von Hardenberg als Staatskanzler in Preußen während der Jahre vor Bismarcks Geburt angestoßen hatten. Als Reaktion auf die verheerende Niederlage gegen Napoleons Truppen 1806/07 wurde im preußischen Heer noch vor Einführung der Wehrpflicht die entehrende Disziplinarmaßnahme der Prügelstrafe ebenso abgeschafft wie Beförderungen nach Verdienst durchgesetzt. Den Bauern, die den größten Teil der Bevölkerung ausmachten, stellten die Reformer persönliche Freiheit in Aussicht. Den Landbewohnern eröffneten sie die Möglichkeit, Frondienste für die adligen Gutsherren abzulösen. Den städtischen Bürgern wurde kommunale Selbstverwaltung zugestanden.

Die Stein-Hardenberg'schen Reformen schufen jedoch zwei Probleme. Zum einen riefen sie den Widerstand großer Teile des Adels hervor. Denn sie gefährdeten dessen herausgehobene gesellschaftliche Position und wirtschaftliche Privilegien. Zum anderen zog der Versuch, die bäuerlichen Bevölkerungsmassen und besonders die Bürger für den Staat zu mobilisieren, deren Anspruch auf politische Mitsprache in dessen Angelegenheiten nach sich. Dadurch wurde nicht nur die Monarchie mit Forderungen nach Repräsentation durch Landtage und einer Verfassung konfrontiert. Königtum und Staat gerieten auch zunehmend zwischen die Fronten der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen bäuerlichen Bevölkerungsmassen, alter Adelselite und der aufstrebenden neuen Schicht des Bürgertums.

An den Ambitionen des Bürgertums war der monarchische Staat nicht ganz unschuldig. In Preußen wie im kontinentalen Europa überhaupt hatte die Industrialisierung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch kaum begonnen. Das örtliche Bürgertum war daher meist keine industrielle Bourgeoisie. Neben den kleinen Gewerbetreibenden der Städte bestand es vielmehr zunehmend aus denjenigen, deren einziges Kapital ihre Bildung war. Für dieses Bildungsbürgertum stellten die wachsenden Staatsverwaltungen wichtige Arbeitgeber dar. Die absolutistisch regierenden Fürsten wiederum, die ihre Territorien möglichst effizient verwalten wollten, lernten die administrativen Kompetenzen der gebildeten Bürger immer mehr schätzen. Besonders im aufgeklärten Absolutismus, wie er in Preußen seit Friedrich II. praktiziert wurde, er-

öffnete eine Reorganisation der Staatsverwaltung nach Leistungs- statt Geburtsrecht den Bürgerlichen Aufstiegsmöglichkeiten.

Diese Entwicklung ging auf Kosten der alten aristokratischen Elite. Außer in der Armee, die meist unangefochten adlige Domäne blieb, war der Anteil ihrer Vertreter im Staatsdienst bereits während des 18. Jahrhunderts in vielen Ländern Europas zurückgegangen. Die Französische Revolution und die durch sie provozierten Verwaltungsreformen beschleunigten diesen Rückgang noch einmal. Der adligen Opposition, die sich dagegen zusehends formierte, begegneten die Monarchen, indem sie alte aristokratische und neue bürgerliche Elite verschmolzen. So erhob Napoleon fast 2000 Bürgerliche in den Adelsstand. Im nachrevolutionären Frankreich bildete sich eine Führungsschicht von Notabeln heraus. Für die Zugehörigkeit zu ihr war zwar Besitz und nicht mehr adlige Geburt Voraussetzung. Wahres gesellschaftliches Ansehen verschaffte allerdings – wie im Ancien Régime – nur Landbesitz. Zu Wohlstand gelangte Bürger legten ihr Geld deshalb in Grundstückskäufen an, imitierten auf ihren dort errichteten Landsitzen Aristokratischen Lebensstil und bemühten sich darum, ihre Kinder mit Sprösslingen aus Adelsfamilien zu verheiraten. Auf dem Land altingesessene Aristokraten reorganisierten derweil ihre Gutshöfe nach kapitalistischen Grundsätzen. Zu solcher Annäherung von Alt und Neu kam es auch anderswo in Europa. Als Reaktion auf die Revolution erreichte das Bemühen um Verschmelzung von adliger und bürgerlicher Welt einen vorläufigen Höhepunkt.

Otto von Bismarck war selbst im wahrsten Sinn des Wortes das Produkt einer solchen Verschmelzung. Sein Vater kam aus einem seit fünf Jahrhunderten in Brandenburg ansässigen Adelsgeschlecht. Seine Mutter war die Tochter eines bürgerlichen Beamten, der es in Diensten der preußischen Monarchie bis zum Königlichen Kabinettsrat gebracht hatte. Die beiden heirateten 1806 – in dem Jahr der vernichtenden Niederlage Preußens gegen Napoleon, die zum Anstoß der Stein-Hardenberg'schen Reformen wurde. Als ihr zweiter Sohn Otto 1815 geboren wurde, hatte sich das Blatt gewendet: Preußen gehörte zu den Siegern der Napoleonischen Kriege. Sein König verlor daher schon bald das Interesse an Reformen. Die Notwendigkeit zur Mobilisierung aller Kräfte des Landes trat in den Hintergrund, und die Gegensätze zwischen altem preußischen Adel und neuer bürgerlicher Elite gewannen wieder an Bedeutung.

Die Bismarcks waren eine Adelsfamilie, die ihren Stammbaum bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen konnte. Ihre Geschichte war länger mit der Brandenburg-Preußens verknüpft als die des regierenden Fürstenhauses – hatte das Haus Hohenzollern die Mark Brandenburg doch erst im frühen 15. Jahrhundert als Lehen erhalten. Otto von Bismarcks Vorfahren väterlicherseits, ursprünglich Patrizier und Handelsherren in Stendal, lebten zu diesem Zeitpunkt als Burgherren. Als die Hohenzollern 1562 die Burg beanspruchten, um sie als Grenzfestung auszubauen, wurde die Familie unter anderem mit dem benachbarten Gut Schönhausen an der Elbe entschädigt. Dutzende Bismarcks dienten den brandenburgischen Kurfürsten und späteren preußischen Königen als Armeeoffiziere. Ein Urgroßvater Ottos wurde im ersten schlesischen Krieg Friedrichs II. tödlich verwundet; sein Vater Ferdinand und dessen drei Brüder kämpften in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen, wo ein Onkel 1813 den Tod fand.

Unter Ottos Ahnen mütterlicherseits wimmelte es dagegen von Gelehrten, Juristen und Professoren. Verwandte seiner Mutter Wilhelmine Luise Mencken hatten in Leipzig einen Ruf als Frühaufklärer und standen in Kontakt mit Christian Wolff und Gottfried Wilhelm Leibniz. Wilhelmines Großvater lehrte Jura an der braunschweigischen Universität in Helmstedt. Ihr Vater Anastasius Ludwig Mencken ging nach Berlin und schlug die Diplomatenlaufbahn ein. Unter Friedrich II. wurde er 1782 mit gerade dreißig Jahren zum Kabinettssekretär ernannt, Friedrichs Nachfolger machte ihn zum Königlichen Kabinettsrat. Er verkehrte in den Salons der Berliner Aufklärer; der Freiherr vom Stein verehrte ihn als Vorbild. Sein Eintreten für Reformen und manche Ideen der Französischen Revolution machten Mencken zur Zielscheibe konservativer Kritiker, die ihn als Jakobiner verleumdeten. 1792 entließ ihn der König deshalb. Doch nach dessen Tod wurde er wieder an den Hof gerufen und wirkte dort bis zu seinem frühen Tod 1801.

Menckens Tochter Wilhelmine Luise wurde im Revolutionsjahr 1789 geboren (siehe Farbabbildung 2). Siebzehnjährig heiratete sie den mehr als doppelt so alten Ferdinand von Bismarck. Der Altersunterschied war damals durchaus gängig. Aber es war wohl keine Liebesheirat, auch das nicht ungewöhnlich für diese Zeit und die gesellschaftlichen Kreise, aus denen die Eheleute stammten. Beide waren einigermaßen wohlhabend: Die Bismarcks hatten ihre Landgüter, und Wilhelmine Menckens Mutter stammte aus einer so vermögenden Bürgerfamilie, dass sie ihrer Tochter

auch als Witwe noch eine beträchtliche Mitgift zu geben vermochte. Doch beide Seiten erhielten mit der Hochzeit Zugang zu etwas, was ihnen fehlte. Die Menckens heirateten in den alten preußischen Adel ein. Und die Bismarcks dürften sich von der Heirat Zugang zu Berliner Hofkreisen erhofft haben, in denen die Familie der Braut verkehrte. Zu Wilhelmines Spielkameraden hatten schließlich selbst die Söhne des Königs gehört – darunter der spätere Wilhelm I., den Otto von Bismarck der-einst zum deutschen Kaiser machen sollte.

Bismarck entwickelte zu seiner Mutter früh ein gebrochenes Verhältnis. 1847 äußerte er sich in einem Brief an seine Braut darüber: «Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem lebhaften Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüth nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei. Als kleines Kind haßte ich sie, später hinterging ich sie mit Falschheit und Erfolg.» Das war bemerkenswert offen und, was die konkrete Charakterisierung mütterlicher Qualitäten der einige Jahre zuvor Verstorbenen anging, selbst noch in dem dann aus Pietät hinzugefügten Satz schonungslos: «Was eine Mutter dem Kind werth ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie todt ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe.»¹

Nun hatte mehr als mittelmäßige Mutterliebe um 1800 ihre Tücken. In einer Zeit, in der noch etwa die Hälfte aller Geborenen schon vor dem Erreichen des Erwachsenenalters starb, war allzu intensive mütterliche Zuneigung für die eigene seelische Gesundheit der Gebärenden riskant. Auch von den sechs Kindern, die Wilhelmine von Bismarck bekam, überlebten nur drei die Säuglingszeit: außer Otto der fünf Jahre ältere Bruder Bernhard und die zwölf Jahre jüngere Schwester Malwine. Doch der jüngere Sohn war nicht der Einzige, der wieder und wieder über die Gefühlskälte seiner Mutter klagte. Auch andere Zeitgenossen charakterisierten sie als «sehr hart».² Verwandte nannten Wilhelmine eine «Fischnatur» und urteilten, «sie mache sich selbst durch Nervosität das Leben schwer und mehr noch ihrem Mann und ihren Kindern». Unentwegt kränkelnd, war sie offensichtlich alles andere als glücklich in der Ehe mit Ferdinand von Bismarck, in die sie als junges Mädchen gestolpert war. Und es gelang ihr auch bis zu ihrem frühen Tod nicht, zumindest in der Familie heimisch zu werden, in die sie eingehiratet hatte. In der Erinnerung einer Cousine des späteren Reichskanzlers lebte noch Jahr-

zehnte danach dessen «Mutter fort als eine kalte, sich wenig an die Menschen um sie her anschließende Frau. Irgendeiner herzlichen Äußerung gegen einen von uns wüßte ich mich nicht zu erinnern. Anders Onkel Ferdinand! Der hatte für uns immer ein freundliches Wort oder einen heiteren Scherz, besonders wenn Otto und ich auf seinen Knien ritten.»³

Ottos Verhältnis zu seinem Vater Ferdinand war nicht unproblematisch, aber wesentlich herzlicher (siehe Farbabbildung 3). Den Vater, vertraute er der Braut 1847 an, «liebte ich wirklich». Zwar machte er sich selbst Vorwürfe, Mutter wie Vater zu Lebzeiten nicht die Dankbarkeit entgegengebracht zu haben, die ein Kind seinen Eltern schulde. Doch während der Sohn dieses Versäumnis bei der Mutter auf deren Härte und Kälte zurückführte, hatte er am Vater nicht mehr auszusetzen als dessen gelegentlich ungehobeltes Benehmen. Der Mutter bescheinigte er Selbstsucht, dem Vater dagegen «seine wirklich maßlose, uninteressierte, gutmütige Zärtlichkeit für mich».⁴

Der Sohn war knapp ein Jahr alt, als die Familie 1816 ihren Wohnsitz von Schönhausen auf das Gut Kniephof in Pommern verlegte. Ferdinand von Bismarck hatte es mit zwei anderen Besitzungen von einem verstorbenen Verwandten geerbt – ein Ereignis, welches er mit der für ihn charakteristischen Bemerkung kommentierte, «daß ein kalter Onkel mit einer Gütersauce ein ganz annehmbares Gericht sei».⁵ Kniephof war eine typische ostelbische Gutsherrschaft: mit Herrenhaus, darum gruppierten Häuschen der Landarbeiter, einer Schnapsbrennerei, Wirtschaftsgebäuden und feudalem Park- und Waldbesitz, alles umgeben von Getreidefeldern. Es war die aristokratische Welt des preußischen Großgrundbesitzes, die Welt des Vaters. Für den heranwachsenden Sohn war es ein Paradies, das er in seinen ersten Jahren entdeckte und sich zu eigen machte. Auf Kniephof begann eine Liebe zum Leben auf dem Land, das Bismarck stets dem Stadtleben vorzog. Besonders mochte er den Park und den Wald der Gutsherrschaft. Noch Jahrzehnte nach ihrem Tod grollte er seiner Mutter dafür, dass sie in seiner Kinderzeit dort einige Eichen hatte fällen lassen. Und nie verzieh er ihr, dass sie ihn mit sechs Jahren aus diesem Paradies fortschickte in die Hölle – nach Berlin.

Unter auf dem Land lebenden Aristokraten war es damals noch üblich, die Kinder zunächst von Hauslehrern unterrichten zu lassen. Für die aus dem Haus eines bürgerlichen Aufklärers stammende Mutter Bismarcks erschien das freilich undenkbar. Ihre Söhne sollten möglichst früh in den Genuss einer Schule kommen, in der die Werte des neuen

Preußen der Reformzeit hochgehalten wurden. Ihre Wahl fiel auf die Plamann'sche Lehranstalt in Berlin. Hier hatte Friedrich Ludwig Jahn unterrichtet, der Gründer der bürgerlichen-nationalen Turnerbewegung. Otto von Bismarcks älterer Bruder Bernhard wohnte bereits in Plamanns Internat. Den Söhnen drohte die Mutter damit, sie dürften die Eltern nicht mehr besuchen, wenn ihre Zeugnisse «nicht vorzüglich gut» ausfielen. Eingeschüchert durch solche Drohungen, versprach zumindest der jüngere Bruder, sein Bestes zu geben. Im April 1822 schrieb der knapp sieben Jahre alte Otto von Bismarck aus Plamanns Anstalt in seinem ersten überlieferten Brief überhaupt: «Liebe Mutter! Ich bin hier glücklich angekommen es sind die Censuren ausgeteilt und ich hoffe daß du dich freun wirst.»

Doch die Hoffnung des Jungen erfüllte sich nicht. Immer noch voller Erbitterung darüber schimpfte der ehemalige Plamann-Schüler bei einem Abendessen mehr als ein halbes Jahrhundert später: «Seiner schöngestigen Mutter sei Kindererziehung unbequem gewesen, und sie habe sich frühzeitig davon losgesagt, wenigstens in ihren Gefühlen.» Die Plamann'sche Lehranstalt kam ihm «wie ein Zuchthaus» vor. «Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof.» Nach Bismarcks Erinnerung, die mit der anderer Schüler der Anstalt übereinstimmt, wurden die Kinder schon morgens «mit Rapiertößen, welche blaue Flecken gaben, geweckt». Prügel waren an der Tagesordnung, und es gab nie genug zu essen. Am meisten aber litt der junge Aristokrat nach eigenen Angaben unter den bürgerlichen Lehrern, die «demagogische Turner gewesen seien, welche den Adel haßten».⁶

Das waren nicht eben Erfahrungen, die den jungen Bismarck (siehe Farbabbildung 4) für die Welt der Mutter, das städtische Bürgertum, einzunehmen geeignet waren. Immerhin durfte er nach sechs Jahren bei Plamann auf eine andere Schule wechseln und zunächst gemeinsam mit dem älteren Bruder in einer Stadtwohnung der Eltern hausen. Auf dem Gymnasium war der Jüngere ein allenfalls durchschnittlicher Schüler. An den Naturwissenschaften hatte er, urteilt man nach den Noten des Abiturzeugnisses, wenig Interesse. Auch in Geschichte und Geographie tat er sich nicht sonderlich hervor. Nur in den Sprachen glänzte er. Besonders Französisch und Englisch betrieb er «mit besonderem Erfolg», und im Deutschen bescheinigten ihm seine Lehrer «eine sehr erfreuliche Gewandtheit».⁷

Nach dem 1832 absolvierten Abitur stand eine Richtungsentscheidung über den weiteren Lebensweg bevor. Für einen jungen Aristokraten bot sich eine Karriere im preußischen Heer an. Der Vater war in dieser Hinsicht freilich kein großes Vorbild. Ferdinand von Bismarck hatte nur während der französischen Revolutionskriege der 1790er Jahre kurz Militärdienst geleistet. Die Wellen patriotischer Begeisterung von 1806 und 1813 brandeten an seinen Gütern vorbei, ohne dass er sich von ihnen mittragen ließ. Der Sohn verspürte eher noch weniger Neigung für das Militär. Später versuchte er deshalb sogar, wie er dem ähnlich disponierten Vater offen anvertraute, sich der einjährigen militärischen Dienstpflicht in der preußischen Armee ganz zu entziehen – unter dem Vorwand «einer Muskelschwäche, die ich infolge eines Hiebes unter dem rechten Arm bei Aufheben des letzteren zu verspüren behauptete; leider ist er nicht recht tief genug».⁸ Mangels Alternativen schlug er schließlich erst einmal den Weg der Vorfahren mütterlicherseits ein: Zum Sommersemester 1832 immatrikulierte er sich an der Göttinger Universität, um Jura zu studieren. Gegen Heidelberg hatte die Mutter ein Veto eingelegt, weil sie fürchtete, Otto könne sich dort das von ihr verabscheute Biertrinken angewöhnen. Zumindest in dieser Hinsicht enttäuschte der Sohn sie nicht: In Göttingen begann er ein lebenslanges enges Verhältnis zu Wein und härteren Spirituosen.

Auf den ersten Seiten seiner «Gedanken und Erinnerungen» hat Bismarck später behauptet, er sei «im Anfang der Universitätszeit zunächst zur Burschenschaft in Beziehung» geraten. Das ist durchaus plausibel, war er in seiner Schulzeit doch von bürgerlichen und nationalen Einflüssen geprägt worden, vom Geist der Reformzeit und der «Freiheitskriege» gegen Napoleon, dem sich auch die Burschenschaften verpflichtet fühlten. Allerdings missfiel ihm «bei näherer Bekanntschaft» doch «die Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einen Mangel an Bildung und an Kenntniß der vorhandenen, historischen Lebensverhältnisse beruhte». Schließlich hatten die Burschenschaften sich 1819 auf dem Wartburgfest zu vielen liberalen Ideen der Französischen Revolution bekannt. Während Bismarcks erstem Universitätssemester wurden die burschenschaftlichen Farben Schwarz-Rot-Gold auf dem Hambacher Fest zum Symbol der liberalen Reformbewegung für ganz Deutschland. In sein drittes Semester fiel der Frankfurter Wachensturm, mit dem radikale Burschenschafter vergeblich den gewaltsamen Umsturz der vom Wiener Kongress wiederhergestellten alten Ordnung einzuleiten

versuchten. «Diese Erscheinungen stießen mich ab», räsionierte er später, «meiner preußischen Schulung widerstrebten tumultuarische Eingriffe in die staatliche Ordnung.» Offenbar war es aber nicht zuletzt auch der reformerische bürgerliche Habitus der frühen Burschenschaften, der so gar nicht die «vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse» der alten Welt des Adels respektierte, die den jungen Bismarck abstießen. In den «Gedanken und Erinnerungen» nannte er die Weigerung der Göttinger Burschenschaften, «Satisfaction zu geben», als ersten Grund für seine Entfremdung von ihnen. Denn das Schlagen von Mensuren, wie es als ritualisierte Form des adligen Duells von den traditionellen studentischen Landsmannschaften praktiziert wurde, lehnten die frühen Burschenschaften in Übereinstimmung mit der bürgerlichen Reformbewegung ab.⁹ Der junge Adlige wurde jedenfalls keine zwei Monate nach seiner Einschreibung an der Universität Mitglied in einer Landsmannschaft, die sich durch besonders exzessives Mensurschlagen auszeichnete. Während des folgenden Jahres schlug er sich 25-mal (siehe Farbabbildung 5).¹⁰

Die Wahl der studentischen Verbindung war der erste Schritt, mit dem Bismarck sich von den in der Schule vermittelten Werten der bürgerlichen Welt seiner Mutter bewusst entfernte. Der nächste war die Auswahl der Dozenten seiner Lehrveranstaltungen. Zwar belegte er neben juristischen Vorlesungen auch historische – und besuchte sie sogar mit einiger Regelmäßigkeit. Veranstaltungen des liberalen Historikers Friedrich Christoph Dahlmann, der als einer der «Göttinger Sieben» wenige Jahre darauf den Protest gegen die Aufhebung der Verfassung im Königreich Hannover mit dem Verlust seiner Professur bezahlte und 1848 die Paulskirchenverfassung mitentwarf, waren aber nicht darunter. Überhaupt blieb Bismarck weitgehend unberührt von den Einflüssen der geistigen und gesellschaftlichen Erneuerung, die von der Göttinger wie von der Berliner Universität, an die er nach drei Semestern wechselte, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausstrahlten. Die Hörsäle Unter den Linden hat er freilich kaum noch von innen gesehen, sondern seine Studentenzeit in der preußischen Hauptstadt größtenteils mit der Lektüre von Shakespeare und Byron, an Spieltischen und in Kneipen zugebracht. Als er später mit seiner Frau an der Berliner Universität vorbeikam und sie bemerkte, dort sei er wohl während des Studiums täglich gewesen, antwortete Bismarck nur lakonisch: «Niemals.»¹¹

Den Eltern konnte das studentische Lotterleben ihres Sohnes spätestens in Berlin nicht verborgen bleiben. Ferdinand und Wilhelmine von Bismarck machten ihm deswegen Vorhaltungen. Wie Otto Ende 1833 an einen Göttinger Studienfreund schrieb, «fanden sehr unangenehme Szenen zwischen mir und meinem Alten statt, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen». Als er wieder einmal sehr spät aufgestanden war, was eine lebenslange Angewohnheit von ihm werden sollte, forderte ihn die Mutter zur Rechenschaft über seine Studienerfolge auf. Weil es in dieser Hinsicht nicht viel aufzuweisen gab, stellten ihn seine Eltern schließlich vor die Wahl, entweder zielstrebig auf einen Abschluss hinzuarbeiten oder sich beim Militär eigenes Geld zu verdienen (siehe Farbabbildungen 6 und 7).¹²

Unter dem Druck der Eltern begann der 18-Jährige sich erstmals ernsthafte Gedanken über seine Zukunft zu machen. Er erträumte sich eine Karriere als Diplomat. Grundvoraussetzung dafür war das Bestehen des ersten und zweiten juristischen Staatsexamens. Mit Hilfe eines Repetitors übersprang Bismarck 1835 schließlich die erste Hürde. Dann saß er ein Jahr seines Referendariats an Berliner Gerichten ab. Anschließend ging er ans Regierungspräsidium nach Aachen.

Das Rheinland war Preußen auf dem Wiener Kongress zugeschlagen worden. In Berlin war man darüber nicht eben glücklich. Der preußischen Bürokratie waren die katholischen Rheinländer grundsätzlich verdächtig. Auch Bismarck urteilte abschätzig über die «eingeborene Canaille».¹³ Als Station seiner Ausbildung hatte er Aachen nur deshalb gewählt, weil sich durch einen Aufenthalt im rheinischen «wildem Westen» der preußischen Monarchie die Referendanzzeit von drei auf zwei Jahre verkürzen ließ. Denn die mühsam mobilisierte Motivation für eine Verwaltungskarriere hatte sich schon während des ersten Jahres der Ausbildung in Berlin wieder zu verflüchtigen begonnen: Er treibe «Studien, die mich nicht ansprechen», klagte Bismarck bereits zu Beginn des Referendariats. Resultat dieses Lebens auf den Spuren der bürgerlichen Verwandtschaft der Mutter werde eine «körperlich und seelisch eingeschrumpfte Brust» sein. Das aristokratische Landleben im Stil der väterlichen Vorfahren schien ihm wesentlich attraktiver: «Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug, und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen; doch das bleibt mir ja immer noch übrig.» Angesichts der Haltung der Eltern war einstweilen allerdings erst nach deren Tod zu erwarten, dass dieser Wunsch Wirklichkeit wurde.¹⁴